



Ins württembergische Franken im Herbst 1917

Von Dr. Armin Knab, Rothenburg o. T.



arf man heuer reisen? Die Frage verliert ihr Recht, wenn die Seele nach abspannender Arbeit gebieterisch neue Eindrücke, Be-tä-tigung brach gelegener Kräfte, Vorrat für die Erinnerungskammern auf den öden Winter verlangt. Das württembergische Franken von Hall bis Heilbronn ist das vorsichtig gewählte Ziel¹⁾. Der Herbst hat Kaskaden von Obst über die Baumkronen ausgeschüttet, die reiche Erfüllung des überseligen Frühlings 1917. Beim Gailnauer Bahnhof taucht Rothenburg noch einmal auf, wie eine ferne Klippe über grünem Meer in der Abendsonne leuchtend. Dombühl weckt wie immer die Erinnerung an das stärkste Kriegserlebnis bisher: die Mobilmachung. Unablässig rollten die Züge in gemessener Fahrt über die flimmernde Ebene, Krieger aller deutschen Stämme kamen vorbei, standen steil neben den Kanonen oder lagerten müßig in den Pferdewagen, alle Stimmungen vom lauten Jubel bis zur gelassenen Ruhe brachten sie mit. Eifersüchtig mühten sich die Frauen um die Versorgung der Truppen, schlepten Kübel, teilten Berge von Nahrungsmitteln aus, Tag und Nacht ohne Rast. Die Erinnerung ist stärker wie das Gegenwartsbild. Wo sind die Braven alle?

Ein ödes Schweigen liegt heute über dem Gelände. Der Gilzug führt uns nach Crailsheim. Die hohenlohische Ebene wirkt reizlos auf das bunte Taubertal. In Crailsheim steigen wir in das gemütliche Württemberger Personenzügle. Das Bierklassenwahlrecht lösen wir im demokratischen Sinn. Die Wagen 3. und 4. Klasse sind völlig gleich, nur der Preis erzeugt den Rangunterschied. Ein herrliches Beispiel für unseren Hang zur Kastenbildung.

Die schmucke Schaffnerin in Hosen, ein ungewohnter Anblick, löst ferne Theatererinnerungen aus: Fidelio, Cherubim, bei den Feldgrauen vergnügtes Schmunzeln. Zwei Soldaten, die von der Front kamen, erzählen sich von Hand-

¹⁾ Einen Ausflug nach Langenburg und Kirchberg habe ich im Frankenland 1914, S. 476 geschildert. Gleichfalls im Frankenland, 1916, S. 221–239, hat Dr. Gmelin auf Grund geschichtlicher Forschungen eine reiche Schilderung von Schwäbisch-Hall gegeben.

granaten-Uberfällen, Sturmangriffen und Fliegergefahren. Nach einer Pause fragt der eine: „Was haltet denn ihr vom Krieg?“ „Vom Krieg?“ kam es gedehnt und erstaunt zurück, „da denken wir schon lange nimmer dran!“ Das gab eine solide moralische Basis für meine Reisestimmung.

Der Obstsegen dauert an. Der Abend setzt seine Silberstufen in den Westhimmel. In Hessental wird umgestiegen. Die Spannung auf Hall wächst. Plötzlich taucht unten in der dämmerigen Talmulde eine Burg mit Domtürmen auf und verschwindet wieder; denn die Bahn rollt auf weitem Umweg zum Kochertal hinab. Endlich rasseln wir über eine Flussbrücke, das Tal tut sich auf mit tannenstarrenden Felswänden, unten der schießende Fluss und jetzt nah vor uns eine Gralsburg, türmreich, bewehrt, trozig starrend: die Komburg. Schon nähern wir uns Hall, das seltsam den Abhang hinuntergeschüttet daliegt.

Noch schimmerten die Dächer warm rötlisch in der Dämmerung, als wir vom Bahnhof herunterstiegen. Gewirr nimmt uns auf: uralte gedeckte Holzstege, grüne Inseln, eine steinerne Brücke. Da türmt sich vor uns die wunderliche Stadt auf, nie gesehen, fast bizarr. Die Häuser, sich übereinander reckend, wenden alle dem Fluss ihre Giebelseiten zu, die wie weiße Stirnen in einem dunklen Theater leuchten.

In schmaler Gasse windet sich der Weg zur Höhe, überall Treppen in Mauerspalten, plötzlich über einer wahren Treppenfassade zwischen reicher Barockarchitektur ein Blick auf das Portal und den dicken Turm der Michaelskirche. Wir klettern hinauf und stehen auf dem Marktplatz. Das Ungetüm der Kirche ragt verblüffend über der haushohen Freitreppe, unten schlicht das zierliche Barockrathaus, flankiert von giebelgallonierten Seitenhäusern, den Platz ab, rechts und links streben stattliche Bürgerhäuser zur Kirche empor, in dunklen Höhlungen verlieren sich Gassen seitwärts und abwärts. Der gelbe Abend spiegelt sich im Becken des Fischbrunnens mit seinen wasserspeienden Ungetümern.

In altmodisch wohnlichen Zimmern in der Höhe der Kirchenterrasse finden wir die gewünschte Unterkunft mit dem Blick auf den Platz. Bald sind nur mehr die Silhouetten erkennbar; über der durchbrochenen Turmkrone des Rathauses klimmt das rötlische Horn des Mondes im eiligen Wolkenzug. Es ist schwül. Eine seltsam bleierne Glocke, wie durch Uralter klanglos geworben, reißt alle Viertelstunden aus dem Halbschlaf. Nach Mitternacht entlädt sich ein Gewitter. Ich stehe am Fenster und sehe mit Schauer den fremden Platz fantastisch aufleuchten, mir seinen tiefsten Sinn enthüllend.

Ein strahlender Morgen zeigt alles im freudlicheren klaren Lichte. Aber schön, ja wundervoll bleibt der Platz; ein Städtebild, das die Erinnerung an kein anderes aufkommen lässt. Der erste Gang führt zur Michaelskirche. Sie ist verschlossen. Wie schade, daß nicht alle religiösen und künstlerischen Erbauungsstätten ständig offen stehen! Dem Volke sollte jederzeit eine stille Insel bereit sein, wo sich der Gedanke durch die Würde des Raumes leichter sammelt und die Gewalt der Wünsche unabgelenkt stärkere Erfüllungskraft birgt. Auch für

den Kunstfreund bleibt der rätselnde Schlüssel, die aufgedrungene Erklärung immer peinlich.

Wir lassen uns aufschließen und betreten eine gotische Hallenkirche, die ihre bezeichnende Wirkung dadurch erhält, daß der große Chor bedeutend höher liegt und hinauf reicht wie das Schiff; er folgt damit dem Berg. Der zunächst befremdete Eindruck löst sich, wenn man die Raumgestaltung als symbolisch Verstimmung



Schwäbisch Hall. Michaelskirche.

einer überragenden, vom irdischen Standpunkt nicht ganz zu überschauenden Geisteswelt auffaßt. Kuppelbauten wirken ähnlich. Der vornehmste Schmuck der Kirche ist der große altdeutsche Flügelaltar mit dem Kruzifix darüber. Wenn man das lebhafte Braun der neuen hölzernen Zwekeinbauten ausschaltet, entsteht aus dem lichten Ton der Säulen, der gedämpften Farbigkeit der Altarbilder und der feierlichen Formensprache des Kreuzes im fließenden Lichte des Chors ein bezaubernder Einklang.

Viele Grabdenkmäler bis zur Empirezeit herab schmücken den Chor. Das glänzende Bildnis einer Bonhöferin, in Ausdruck und Gewandung der Goethezeit, berührt auch menschlich stärker, eine bombastische Jugendarbeit Dannekers läßt kalt, als Kurosium ist ein schöngesetzter Mammutzahn und die künstliche Pergamentschrift eines armlosen Fußschreibers zu sehen.

Von der Kirchentreppe aus, die zu einer Prüfung auf Schwindelfreiheit herausfordert, zieht das Rathaus den Blick auf sich. Welch stolzes Gefühl muß es für einen Erbauer gewesen sein, von der Wucht der Kirche unbekommen, ein ganz selbständiges reizvolles Kleinod schaffen zu können, das doch wieder in einer geheimnisvollen Harmonie mit dem Kolos steht!

Das Innere enttäuscht etwas. Man dächte sich alles zierlicher und weniger bunt. Wie hätte aber schließlich schlößhafte Leichtigkeit zu der handfesten Bürgerlichkeit gepaßt, die sich hier versammelte und noch versammelt?

Die enge, obere Herrengasse, der wir uns mit Entdeckerlust zuwenden, ist reich an stolzen Bürgerhäusern mit düsteren Eingangshallen, vorspringenden Stockwerken und dem mächtigen Giebeldach. Weiter hinaus sonnen sich üppige ummauerte Berggärten zwischen den Gebäuden. Einige prachtvolle Steinportale von reichster edelster Schmuckkunst entzücken das Auge. Was liegt in diesen Bürgerheimen Freude an Besitz, Familiensinn Behaglichkeit und berechtigter Stolz! Hier müssen tüchtige, ehrenhafte und doch nicht engherzige Geschlechter groß geworden sein.

Bis Unterlimpurg lockt uns der Weg hinaus. Da tritt ein reizendes Dorflein an die Straße heran. Romanische Schmuckleisten, hübsche Grabplatten, gemütlicher Turm; auf den Fenstersimsen hockt steinernes Getier. Das nette Äußere und der Hinweis auf den Meßner wecken auch für das Innere Interesse. Wir lassen wieder auffächeln, es lohnt aber nicht. Die Gesamtwirkung ist durch die rohen Einbauten entstellt, ein entsetzlicher eisener Ofen mit Schlangenrohr steht breitspurig im Chor. Vergeblich sucht der Meßner für eine gipserne Medaille Interesse zu wecken. Nur der naive Schnitzaltar mit seiner synchronen Darstellung ist ansprechend.

Nach den mannigfaltigen Architektureindrücken tut es wohl zur Kocher promenade hinabzusteigen. Vom Steg aus zeigt sich das eindrucksame Bild der Komburg. Durchs Grüne schlenderten wir zum Bad zurück. Der Solquelle verdankt Hall Dasein und Namen. An dieser beschwerlichen Talstelle hätte sich sonst nie eine Stadt angesiedelt, die mühsam den Berg hinauf klettern mußte und am Fuß von Überschwemmungen bedroht war. Das neue Bad stammt aus den schlimmen achtziger Jahren. Das einfache alte ist anheimelnder. Zusammen mit den Anlagen geben aber die Gebäude einen netten Rahmen für den Betrieb eines kleinen harmlosen Bades.

Über den Haalplatz weg wandern wir auf dem rechten Kocherufer, wo sich kastenförmige Gerichtsgebäude und die unvermeidliche Gasfabrik angesiedelt haben, zur Saline. Die „Sieder“ mit ihren Sprüchen und Bräuchen spielten von altersher in Hall eine große Rolle. Unter den Pfannen leuchtet noch Glut hervor, doch

der mächtige Gradierbau ist trocken. Durch das malerische Badtörlein kommen wir in die lange Heilbronnerstraße. Sie ist reich an reizvollen Straßenbildern. Besonders der romantische verputzte Josephsturm und die benachbarten Fachgiebel geben zusammen eine malerische Gruppe. Ein echtes und unechtes Renaissancehaus fordern zum Vergleich heraus, der zu Gunsten der guten alten Zeit ausfällt. Wo ist dieses Stilgefühl, das im kleinsten Nest mit instinkthafter Sicherheit organisch waltete, hingekommen? Warum müssen wir uns erst durch Nachdenken und Studien der Regeln bewusst werden, die durch Jahrhunderte wie eine selbstverständliche Gabe gehandhabt wurden?

Auch die Gassen des jenseitigen Kocherufers durchsuchen wir nach interessanten Bildern. Der stärkste Eindruck bleibt der Blick vom Ufer auf die vielgiebelige Stadt.

Nach kriegsgemähem, aber sehr lobenswertem Mahl gehts zur Komburg. Unverstellt lagert das altertümliche Steinbach mit seinen Torturmäulern zu ihren Füßen. Ein Fußweglein windet sich hinan, Heilige in pathetischen Haltungen stehen verzückt in der sommerlichen Lust. Unter Wimpeln leuchtet ein freundliches Landhaus, dann stehen wir vor dem reichen Portal zur Komburg. Ein uraltes Tor mit italienisch anmutenden Seitentürmchen und einer romanischen Loggia wird steil durchschritten. Es ist der einzige Zugang zu dem befestigten Bergkloster, das jetzt von Soldaten bevölkert wird. Aus einem Fenster klingen die ritterlichen Töne einer Polonaise von Chopin. Wir umwandeln den Wehrgang, der mit 6 Türmen flankiert das Oval umzieht. Er ist sehr gut erhalten und bequemer wie der Rothenburger. Wir freuen uns der reizenden Talbilder und bekommen einen guten Einblick in die großartige Gesamtanlage.

Das Münster ist innen in reich stuckiertem Barock gehalten, nur die 3 Türme sind noch romanisch. Sie lassen in ihrer ernsten Kraft den Abbruch der alten Kirche bedauern, sie muß viel ehrwürdiger gewesen sein wie die neue, bei der man das Gefühl einer glänzenden Seichtigkeit nicht ganz los wird. Die vergoldete Kupferplatte mit Apostelfiguren und herrlichem Emailleschmuck am Altar zeugt ebenfalls für die überragende Ausdrucksgewalt des romanischen Stils, der unmittelbar aus der Antike hervorwuchs. Der riesenhafte Kronleuchter aus der gleichen Zeit schien mir durch seine gesuchte Symbolik — er stellt das himmlische Jerusalem dar — etwas beeinträchtigt.

Aus der heiteren Barockwelt wird man ins Mittelalter zurückversetzt beim Besuch der eng-düsteren Schenken- und Josephskapelle. Zwei prunklose Grabfiguren fesselten mich: ein junger Ritter mit hervorquellenden Locken und einem wehmüttig persönlichen Gesicht, etwas mörökhaft, und eine kapriziöse jugendliche Frau mit bizarer Haube. Aus diesen Steinen spricht Menschentum, nicht Geschichte. Erst später erfuhr ich den Namen der Frau: Susanna von Thierstein und wußte nun, daß ich die Urbilder des Heinz von Brauneck und der Gisela von Thorstein in Agnes Günthers Roman „die Heilige und ihr Narr“ gesehen hatte. Ohne es zu wissen hatte ich auf den Spuren der Dichterin geweilt. Ein eleganter Ritter, Niemenschneider zugeschrieben, ist wieder ganz ein Kind seiner Zeit. Eine sechseckige romanische Kapelle und die Reste des Kreuzgangs erinnern an die früheste

Bauperiode der Komburg. Dann sind noch große und kleine Klostergebäude da, die sich mit dem Mittelpunkt des Ganzen, der Kirche, zum reichen Komplex einer geordneten Lebensgemeinschaft runden.

Zurück nach Hall. Musik lockte uns auf die Badinsel. Eine freundlich bescheidene Welt promenierte, die Mütter strickten, Schillerkrägen leuchteten auf, ein paar Uniformen mischten ihr ernstes Grau unter die Sommerkleider, versährte Tonstücke, aus denen Wagners Pilgerchor noch wie ein Koloss aufragte, sorgten für die melodramatische Untermalung des harmlosen Geplauders. Romantische Abendstimmung flatterte von den Wipfeln, im Menschlichen konnte man sich von den Natur- und Kunsteindrücken des Tages entspannen.

Um anderen Morgen weckte mich frühzeitig Geräusch rollender Wagen. Mein Marktplatz bot heute ein neues Bild: leichte Stände sind aufgeschlagen, Wägelchen angerollt mit bunten Früchten, Gemüsen beladen. Die Käuferinnen bewegten sich wie Puppen zwischen den Reihen. Krippenhaft zierlich sah alles aus. Wie schön war mein Marktplatz in seinem Werktagsgesicht. Über das Rathaus weg grüßten die grünen Höhen, Tauben flatterten in der klaren Morgenluft, das Leben regte sich frisch und mutig, ein neuer unverbrauchter Tag entfaltete seine reinen Schwingen. Da sitt es mich nicht länger oben. Ich mußte mich unter die Leute mischen, vergnügt in alle Gesichter sehen, auf die wechselnden Reden der Käufer und Verkäufer lauschen. Bei einer humorvollen alten Frau erstand ich mir Äpfel, die sie mir rechts und links in die Taschen stopfte. „Hüben und drüben“, meinte sie, „da werden Sie nicht schiech“. Einem hübschen Mädchen gab sie eine Doppelpfaueme drein mit den Scherzworten: „Sie kriegen einen Zwilling!“ Sehr verwundert war ich über den ruhigen Ton, die gelassenen Bewegungen der Käufer. Wie im Frieden war der Käufer der Wählende, der Verkäufer der bescheidenen Anbietende. Von der Gier des Hungers keine Spur. Württemberg ist gut versorgt.

Das Ziel unserer Morgenwanderung war die Ruine Oberlimpurg. Wir stiegen auf die Berghöhe hinter der Michaelskirche. Die Straße ist von Villen begleitet. Bald senkt sich ein Fußpfad in eine Waldeschlucht, den wir nach der Beschreibung eines Milchmädchen zu verfolgen hatten. Endlich zeigten sich Bauernhäuser, ein gemütliches Gasthaus mit einem goldenen Stern und die Chorseite eines uralten Kirchleins: ein reizendes „Dorfbild“. Plötzlich merkten wir unter Gelächter, daß wir wieder in Hall-Unterlimpurg waren, wo wir gestern den eisernen Ofen besichtigt hatten. Nun erst recht wieder den Berg hinauf!

Die Ruine Oberlimpurg mag den Burgen-Forscher fesseln; es ist fast nur noch Grundgemäuer vorhanden. Der Schenk Erasmus von Limpurg verkaufte sie 1541 an die Haller, die sie niederrissen. Kein ehrenvolles Ende! Ich suche mir den schönsten Blick auf die Komburg und finde ihn auf einem verwachsenen Mauervorsprung. Hier lagernd genoß ich das unvergleichlich deutsche Bild: die bewehrte Komburg mit ihren ragenden Münstertürmen, ein reicher wohlgeordneter Komplex auf der Bergkuppe, zu ihren Füßen das Dorf Steinbach mit Brücke und Tortürmen, das grüne Kochertal und die umrahmenden Höhen. Das Ganze

durch den unmerklichen Dunst des sonnigen Vormittags zusammengestimmt. Das ist nicht Romantik, enge Heimatschwärmerei. Die Würde und Schönheit dieses Bildes ist jedem empfänglichen Auge offenbar, da hier Natur und Menschenwerk zu vollkommener Einheit verschmolzen sind.

Der Abschied von Hall war nicht leicht. Farbig, ungewöhnlich, fast geheimnisvoll bleibt es in seiner Eigenart unvermischt mit anderen Stadtbildern in der Erinnerung stehen. Auch die günstigen gastlichen Verhältnisse verließen wir ungern.

Von Hall führt die Bahn in weitem Bogen nach Heilbronn. Der Rückblick auf Hall mit der Komburg und dem Einkorn darüber vereinigt noch einmal alles, was der Erinnerung teuer bleibt. Reiches Kulturland kreist vor unseren Augen. Überall das traute fränkische Dorf mit seinen roten Ziegeldächern und Fachwerkgiebeln, obstprangende Bäume, welliges Fruchtgelände, begrenzt von bewaldeten Bergzügen.

Waldenburg, ein bewehrtes Bergstädtchen mit Schloß, ganz wie sein Name sagt, glänzt verführerisch im hellen Nachmittagslicht von der Höhe. Da wäre für den Fußwanderer mancher verborgene Reiz zu heben.

Ein kurzer Besuch in Neuenstein bringt ein wichtiges Straßenschild, das von dem mächtigen Kirchturm und dem sonderbaren Schloßturm bestimmt wird. Das Wasserschloß, ein riesiger auf Fels gegründeter Würfel, wird von Bodo Ebhard erneuert. Ohne die Baugeschichte zu kennen, kann man nicht gut urteilen. Das Neugewordene besticht durch die ernste Pracht der Renaissancegiebel, deren organische Notwendigkeit allerdings nicht ganz einleuchtet. Die alten Teile mit den an sich schönen, aber ganz unmotivierten Pavillons auf den Tortürmen und der seltsame Hauptturm lassen den Umbau nicht bedauern, es sei denn, daß man den Reiz des Verfalls, der vermodernden Herrlichkeit nicht missen möchte oder daß man Millionen einem anderen Zweck dienstbar wünschte.

In Weinsberg stürmen die Heilbronner Sonntagausflügler den Zug, den wir verließen um die Weibertreue und das Kernerhaus zu besuchen. Am Dorfeingang steht ein anheimelndes gemütliches Wirtshaus, dem wir uns anvertrauen und wo wir trotz des abgezogenen Heuschreckenschwärms reichliche Nahrung finden. Im dämmernden Abend suchen wir uns noch den Weg zur Kirchenterrasse hinauf. Kinder spielen unter der Linde, der Großvater raucht hemdärmelig seine Pfeife. Uraltes ehrwürdiges Gemäuer mit runenhaften Skulpturen; das Städtlein mit seinen freundlichen Putzhäusern unregelmäßig den Berg hinabgelagert, trägt die Stimmung des bürgerlichen 18. Jahrhunderts.

Durch ein überschmales Törlein führt uns der Weg aus dem Kirchhof zur Weibertreue. Das ist ein Bergkegel wie vom Töpfer geformt, mit laubverwachsender Ruine bekrönt, durch Sage, Geschichte und Dichtung verklärt. Ringsum wohlgepflegte Weinberge von Treppenstufen durchschnitten. Wir sparen uns den Aufstieg zur Ruine auf den Morgen auf und umwandern den Berg in halber Höhe. Weinsberg entschwindet. Eine Hügellandschaft entwickelt sich, Tafelberge, die in der motivischen Wiederholung ihrer Form den Rhythmus der Schönheit erzeugen. Fern schimmt die Ebene hinein. Das Menschengemäuer ist verschwunden,

Dämmerung löst alles in Weichheit, eine reine Abendlandschaft spricht begütigend zur Seele.

Im Städtlein lärmst es noch fröhlich aus allen Wirtschaften; der Wein macht heiter. Frauen- und Männerstimmen schwingen sich im Chor. In der Nacht toben Geister um unser Haus; der Wind wühlt im Wipfelwerk, das Wirtsschild schaukelt und kreischt, ein rollendes Gewitter blendet und erschreckt, bis endlich sanftes Rauschen des Regens die Spannung löst.

Wieder ein strahlender frischer Morgen! Ein straffer Wind weht, es ist sehr hell und kühl. Unsere dritte Burg soll heute gestürmt werden. Staffeln führen durch die Weinberge hinauf zum krönenden Gemäuer. Eine Bank vor dem Eingang, auf die warm die Sonne prallt, lädt zum Ausblick auf Weinsberg und die Waldesberge dahinter. Die Burgreste, die wir nun betreten, sind auf Betreiben Justinus Kernes sorgfältig vor Verfall bewahrt und auf das Hübscheste ausgenützt. Eine kleine Kapelle ist da, in der ein steinerner Ritter wacht. Von einer gesicherten Mauerwand aus betrachte ich, dem Sturm preisgegeben, meine gestriges Abendlandschaft. Heute strahlt sie in kühlen Farben. Wir entdecken einen Turmstumpf, dessen Innenwände mit den Namen der berühmten Gäste des Kernerhauses geschmückt sind. Justinus und sein Sohn Theobald ließen sie einmeißeln zu dauernderem Gedächtnis, als Papier es bewahren könnte. Da lesen wir in diesem Ehrentempel zwanglos auf die Gemäuer verteilt die Namen Uhland, Lenau, Mörike, Brentano, Arnim, Görres, Geibel, Schwab und viele andere mit der Jahreszahl ihres Besuches; die Romantiker der ersten Jahrhunderthälfte haben sich im gastfreien Kernerhause ein Stelldichein gegeben. Zwei Große vermisst man: den Lyriker Eichendorff und den Erzähler E. T. A. Hoffmann, deren selbstgeschaffene romantische Welten wirklicher sind als die genauesten Wirklichkeitsbilderungen. Aulsharfen sind in den Turm eingebaut, die von dem Wind, der hier nie ganz ruht, zu geheimnisvollen Tönen bewegt wurden. Jetzt sind die Seiten zerrissen und verstummt. Unten im Turm ist das wohlerhaltene Verlies. Es hat die Innenform einer riesigen Granate. Durch ein Gitter an der Spize fällt spärliches Licht.

Eine Mauerwand trägt die Namen von Fürstlichkeiten, die die Burg besuchten. Ein Prinz von Siam ist darunter. Was mag er sich wohl gedacht haben? Von einem höheren Turme aus, der mit einer bequemen Treppe versehen ist, hatte man früher, als ihm die Bäume noch nicht über den Kopf gewachsen waren, einen schönen Rundblick. Die Gegend kann aber von vielen anderen Stellen aus ebenso gut genossen werden. Zahlreiche Bänke laden zur Rast und Aussicht. Busch und Baum sind anlagenmäßig geordnet. So ist das Ganze kein verödeter Burgrest mehr, sondern etwas ganz anderes freundlich Romantisches geworden; das Ritterhafte klingt nur mehr spielerisch an; ein Platz zum Nachdenken oder besser zum Träumen, vielleicht auch zum Dichten, wenn man reich genug aus der Welt gekommen ist.

Schaut man auf Weinsberg nieder, denkt man sich die überaus häßliche Schule, das Gaswerk und die Bahn fort, so bleibt das alte Bild übrig, wie es Kerner gesehen haben mag. Eine Wurzel der Romantik wurde mir hier klar. Es war die Einsamkeit, das Leben im Engen, fern von den großen Kulturzentren. In

Berlin, Wien, Paris hätte diese Romantik nicht entstehen können. Ein reich begabter Geist, an diese idyllische Stätte gebannt, konnte aus der Wirklichkeit unmöglich genügenden Stoff für sein Geistesleben ziehen. So sehnte er sich in vergangene Zeiten zurück, träumte sich in übersinnliche Reiche hinein. Und doch hat diese scheinbar so einseitige Bewegung ein ungeheueres Verdienst. Die Romantiker besannen sich zuerst wieder nachdrücklich auf die deutsche Vergangenheit, in ihren Träumen wurzelten die Taten späterer Zeiten.

Angern reißt man sich von dem einzigen Plätzchen los, wo so gute Geister geweilt haben. Die Vorstimmung für den Besuch des Kernerhauses ist geschaffen. Ich muß gestehen, es war kein tiefer Drang, keine heftige Erwartung, die mich nach Weinsberg leitete. Kerner gehört nicht zu den Heiligen eines modernen Menschen. Ein paar Volkslieder kommen einem in den Sinn: „Der Wanderer und die Sägemühle“, „Stirb Lieb und Licht“, dann das fröhliche: „Wohlauf noch getrunken“, durch Musik und Erinnerung verklärt, endlich ein Buchtitel: „Die Seherin von Prevorst“. Man denkt an Magnetismus, Schlafwandel, Geistersehen. Also kein Weimarer Goethehaus, kein Beethovenhaus, wo man mit Ehrfurcht und überschwer an Erinnerungen eintritt.

Und doch war das Kernerhaus eine Überraschung: dieser Mensch war mehr wie Dichter, Arzt und Forscher, er war ein Lebenskünstler und das Beste, was er schuf, war wohl sein Leben selbst. Ein Mann, dem solche Freunde zuströmten, der sie zu fesseln, ihnen eine gastliche Stätte zu bereiten verstand, muß einen großen persönlichen Zauber besessen haben. Der Zuschnitt ist vornehm. Erlesene Kunstwerke sind gesammelt, alte Glasmalereien, eine gotische Madonnenfigur, eine prachtvolle Kirchentüre, nur schöne einzelne Stücke, die das Leben zugetragen haben mag. Viele Gemälde, ein Terborch, ein paar gute französische Arbeiten. Das Bild der schönen noch lebenden Gattin Theobalds, das Frauenideal der Kaulbach-Pilotyzeit, fehrt immer wieder. Eine Fülle von zum Teil kostbaren, oft seltsamen, nie geschmacklosen Geschenken der zahlreichen freigiebig bewirteten Gäste des Hauses. Der Niederschlag eines reichen Lebens hat sich in diesen Räumen angesammelt.

Die Ölbilder Reichenbachs und Mehmers, der beiden großen Vorläufer des Forschers Kerner sind zu erwähnen. Mehmers Siegelring und Dokterdiplom liegen unter Glas. Ein seltsamer Apparat, der nach den Angaben der Seherin hergestellt ist und einem primitiven Elektrissierapparat entspricht, weist auf die Versuche mit dieser Somnambulen hin. Wie in der Literatur eine neu unklassische Richtung gepflegt wurde, so bemächtigte sich auch die Forschung in diesem Kreise einer dem Geiste Goethes fern liegenden Materie: des Magnetismus. Das Verdienst Kerners auf diesem Gebiete wird einst hell leuchten, wenn die Wissenschaft für diese dunklen Regionen sichere Forschungsmethoden gefunden haben wird.

Original-Handschriften liegen auf. Wie harmlos klingen diese Briefe, gemessen an dem Ästheten-Stil unserer Zeit; von Weib und Kind, Besuchen, Reisen und alltäglichen Dingen handeln sie.

Im Garten des Kernerhauses steht der Geisterturm, ein altes Befestigungsstück, in dem einst Helfenstein, der letzte Ritter der Weibertreu, gefangen lag, bevor

er durch die Spießgasse der Bauern lief. Kerner hat den Turm seinem Besitztum einverleibt und ähnlich wie die Burg umgewandelt. Die Seherin von Prevorst lebte hier jahrelang, Lenau hat seinen Faust hier gedichtet, mancher Gast mußte im Geisterturm schlafen, wenn das Haus von Gästen übervoll war. Das Mauerwerk trägt nur den einen Namen: Richard Wagner 1877.

Man ist vielfach geneigt die romantische Bewegung zu unterschäzen, weil sie keine absolute dichterische Erfüllung gefunden hat wie die klassische in Goethe. Der Name am Geisterturm kündet den Riesen, der die Erfüllung der Romantik brachte. Was die Sprache nur stammeln konnte, unbestimmtes Ahnen, Sehnsucht und das ungeheuere Reich der Gefühle hat Wagner im unendlichen Medium der Musik zum stärksten Leben gebracht. Fast nichts weist bei ihm auf Goethe hin, sehr viel auf die deutschen Romantiker. Auf stofflichem Gebiet waren seine Vorläufer E. T. A. Hoffmann (Meister Martin — Meistersinger, Kampf der Sänger — Thannhäuser), Heine (Fliegender Holländer), der Liebestodgedanke im Tristan, ja die ganzen Nachtgespräche im zweiten Akt sind bei Novalis vorgebildet, die germanische und französische Sagenwelt, der Wagner seine Stoffe entnahm, war durch Uhlands Vorlesungen und Auffäße mit erschlossen worden, selbst der Somnambulismus fand bei ihm seine künstlerische Ausdeutung. Senta, Elsa, Kündry sind hellsehende Schlaufwandlerinnen, deren Seelenleben im Reiche des Traumes verankert ist. Wohl mußte Wagner, seinem theatralischen Naturell entsprechend, seine Figuren ins grelle Rampenlicht rücken, mußte ihnen die weitausholende Geste der Bühne aufzwingen, aber er hat ihnen durch den Odem seiner Musik ein so heftiges Leben eingehaucht, daß die Schöpfungen der Romantiker an Weite der Wirkung dagegen zurückstehen mußten. Der große Verwerter hat es nicht nur in der Musik verstanden, seine Vorläufer und Vorempfnder zu verdunkeln.

Diese Gedanken brachte das Kernerhaus in Fluß. Ein Stück deutscher Geistes- und Kunstgeschichte erleuchtete sich mir blitzschnell.

Am runden Stammtisch des Gasthauses, wo wir unser Mittagsmahl einnahmen, hat Theobald Kerner noch vor 10 Jahren gesessen. So ragt die Vergangenheit in die Gegenwart.

Der Nachmittag führte uns nach Heilbronn. Schon beim Näherkommen merkte man die größere Stadt, aus locker in Gärten stehenden Villen, im Dunst verschwimmenden Schlößen, Kirchtürmen, im Zustiegen städtischer Bevölkerung. Die Bahnhofstraße ist unbedeckend wie in den meisten Großstädten, aber zum Glück mit einer schönen Allee geschmückt. Pflanzt Bäume, solange ihr nicht besser bauen könnt! Ohne Ortskenntnis und Plan schlug ich vor, zunächst der Trambahn zu folgen. Wir überschritten den Neckar. Die Uferbilder sind mäßig, zu sehr von den unharmonischen Produkten allzu schnellen Wachstums entstellt. Dann flotte Läden, lebhafter Menschenverkehr, die übliche Großstadtstraße wie anderswo auch. Erst beim Rathaus schaut man auf. Auch die Kilianskirche muß noch vorgenommen werden. Zunächst weiter, um einen Überblick zu bekommen. Bald bezeichnet eine breite Ringstraße den Abschluß der inneren Stadt. Weiter hinaus kann Heilbronn nicht mehr kommen, wenn es nicht schon hinter uns liegt. Wäre

dies alles? Das Friedensdenkmal — möge es sich bald an der Front nützlich machen! — scheint der würdige Abschluß des vorläufig wenig günstigen Eindrucks.

Versuchen wir es mit den Seitenstraßen! Da sieht es schon besser aus. Es wird enger, stiller, gediegener. Die Häuser wollen sich nicht mehr marktschreierisch gegenseitig überbieten, sondern nur zu einem ordentlichen vernünftigen Straßenbild zusammenwirken. Das Landgerichtsgebäude, ein ehemaliger Deutschherrnbesitz, zeigt Würde und Haltung. Der Hof mit dem Blick auf die Kirche und das sogenannte deutsche Haus bietet ein bedeutenderes, wenn auch etwas lebloses Bild.

Und nun nähern wir uns der Kilianskirche von der Rückseite. Gotische Kirchen müssen aus engen Gassen genossen werden. Der Turm setzt prachtvoll an, ein gewachsener organischer Schaft, wie ein ungeheurer Baum aus der Erde schießend, in ihr wuchtend, alle Teile dem Willen zur Höhe dienend. Herrlich! Die Fortsetzung aus der Renaissancezeit ist weniger glücklich. Bewundernswert ist einzig der Mut, im eigenen Stil weiter zu bauen. Die Vertikale wird durch aufgeschichtete Horizontalringe abgelöst. Die Fernwirkung mag noch angehen. In der Nähe wirkt der Ansaß schreinermäßig, verzwickt; man denkt an die Architekturfantassien von Altdorfer. Die würdigen Bauglieder der Antike sind hier zu dem falschen Zweck verwendet eine der Gotik gleichkommende Gesamtwirkung zu erzielen¹⁾. An der Kirche selbst scheint manches neu, sie ist bedeutend und reich angelegt wie es einem größeren Gemeinwesen entspricht. Ihr Name erinnert mich sehr an Würzburg. Vom Rathausaltan hat man den schönsten Blick auf ihre Gesamtanlage.

Ganz anders stimmt jetzt der Blick auf den Markt-Platz. Hier zuckt das Herz der Stadt. Hier ist Heilbronn. Im Innern des Rathauses gefällt die behagliche Weite bei geringer Höhe: das ist beste bürgerliche Baukunst. Die Hauptwirkung geht trotz weitgehender Modernisierung doch von der Raumgestaltung und dem prachtvollen alten Decken- und Balkenwerk mit seiner gedämpften feinstimmigen Ziervormalung aus. Geschäftiges Leben treibt sich auf den allzu glatten Fliesen umher. Wartendes, bittendes und bringendes Volk. Hier ist im Krieg die Zentrale der Volksgemeinschaft für die leiblichen Bedürfnisse.

Und nun die engen Gassen auf der Rathausseite! Gleich ein herrlicher Rokokobau, das Archiv, mit reliefhaft flachen Architekturgliedern, dann gemütliche alte Gassen, von immerhin ansehnlicher Weite und Länge, von lebhaftem Leben und Treiben erfüllt. Hier ist das alte Heilbronn. All die Einbauten und Neubauten, der schreiende Einschlag neuzeitlichen Geschäftsgespräches kann den Charakter nicht verwischen, man freut sich eher, daß alles lebendig geblieben, nicht der Totenstarre verfallen ist.

An der Apotheke vorbei nach links in die Sülmerstraße einbiegend hat man ein besonders schönes malerisches Straßenbild beim Rückblick: Ein würdiges, ruhiges, älteres Profangebäude, dann lustig vordringendes Wipfelgrün, mit dem versteckten

¹⁾ Den Heilbronnern, die ihren Kilians-turm wohl sehr lieben, zum Trost sei bemerkt, daß der Turm auch schon viel günstigere Beurteilungen erfahren hat, so von Dehio. D. Herausg.

Brunnen darunter, danach ein mächtiger Kirchturm und endlich die unruhige zappelige Straßenzeile, die ganze Straße mit buntem Werktagsleben erfüllt. Das ist ein unvergleichliches Bildchen. Oder war es die unerwartete Begegnung mit einem lieben Jugendfreunde an diesem Platze, die mir in der Erinnerung jene Stelle verklärt? Es stört nicht, daß auf dem Kirchturm sich eine Schar weißer Telephonglöckchen niedergelassen hat wie ein Taubenschwarm. Die Franziskanerkirche selbst ist von den Franzosen im Jahre 1688 verbrannt worden und niemand hat sie mehr aufgebaut. Eine Kriegsnarbe!

In ähnlicher Weise wie dieser Kirchturm dient auch der stattliche Gözenturm am Neckar dem großstädtischen Verkehr. Von ihm aus kann man die enge Fischergasse besuchen, die reizende malerische Straßebilder bietet.

Nach kurzer Rast in einem abgelegenen Gasthaus suchen wir noch einmal zum Abschied den Marktplatz auf. Da quirlt jetzt buntes Leben. Die Stadtmusik spielt. Klarinetten und Flöten wirbeln im drängenden Allegro der „Felsenmühle“, kaum zu vernehmen im aufgeregten Schwäzen und Treiben der unruhigen Menge. Die Heilbronner Käthchen promenieren im engen Kreis um die Musik und ihre Standgäste. Schon fällt die Abendsonne wärmer auf die Kirchtürme, die Blumenzier der Rathausaltane leuchtet heftiger, es ist eine Stunde gesteigerten Lebens.

Wir aber kehren gerne wieder in unser stilles Weinsberg, in unsere gemütliche Traube zurück, wo uns bereits ein heißer Kaffee mit Kuchen erwartet. Wie schläft sich's ruhig beim Rauschen der Wipfel des Kernerparks.

Um anderen Morgen an Heilbronn vorbei nach Jagstfeld. Von der Eisenbahnbrücke aus zeigt sich das gotische Getürm der beiden Wimpfen übereinander. Durch eine reizende Weidenallee nach Wimpfen im Tal. Erst eine einfache Dorfstraße, dann aber eine herrliche gotische Kirche mit reichem Figurenwerk. Die Turmseite ist schlicht erneuert, nur das eisenbeschlagene Tor scheint uralt. An der Stirnseite der Kirche ist ein prächtiger mit Linden und Kastanien bewachsener Platz; da steht das gemütliche Wirtshaus zur Linde mit einem sehr schönen Rokokoportal, ein Muster guter, bürgerlicher Baukunst, daneben ein Empirehaus mit abgeschrägten Ecken, ebenfalls ein originelles und wohnliches Gebäude. Im Schatten der alten Bäume rauscht ein Brunnen. Ein Platz von entzückendem Stimmungsreiz.

Der Weg nach Wimpfen am Berg lenkt den Blick auf die großen Salzfeldereien, die sich wie eine Schar ruhiger Knechte an die dunkel bewaldete Berglehne drängen, kein schönes Bild in dieser Umgebung der Städtebaukunst, aber doch noch erträglich durch die nüchterne Zweckmäßigkeit, der jede ästhetische Anmaßung fehlt.

Hinauf zur türmerreichen Bergstadt. Das Neckartal tut sich weit auf: Burgen und Fabriken siedeln im Gelände. Ein klobiger Eckturm wuchtet über Steinterrassen. Wir suchen uns den Eingang zur Stadt. Das Tor zeigt sich, schmucklos, alt, verwittert. Im Innern ein rechtes Bergnest, die Häuser unregelmäßig, dem Gelände folgend, bald allein hoch tronend, bald in Gruppen gedrängt, Gassen steigen steil zur Höhe, das riesige Hohenstaufentor läßt auf dichtgedrängtes verfallenes Häuserwerk durchblicken. Dies schien mir das Bezeichnende dieses Städtchens in der

kurzen Stunde meines Aufenthaltes: verfallen malerisch (im Sinne Spitzwegs), verwittert, abbröckelnder Putz, verlassen, entlegen, vergessen. Wimpfen ist eine hessische Enklave zwischen Baden und Württemberg. Wir schrauben uns zur Stadtkirche empor. Die Reste einer bedeutenden Kreuzigungsgruppe sind noch vor dem gänzlichen Verfall unter schützendes Dach gebracht worden. Die Kirche zeigt reiche Formen. Im Innern ist sie sehr weit, ohne die nach oben drängende Spannung vieler Hallenkirchen, ohne das mystisch-geistige Element der Entrückung, das der Gotik so oft eignet. Alte Schnitzaltäre und ein prächtiges Wandbild — Auferstehung der Toten — in gefälligen Formen, die südl. Einflüsse verraten, fesseln. Die Kirche war des Mittagläutens wegen offen. Auf die Frage nach einem Gasthause stellt mir der Ansichtsverkäufer die Möglichkeit einen Rettich zu bekommen in Aussicht, aber auch dies nicht als ganz sicher.

Zurück nach Jagstfeld, an dem nun schon vertrauten Lindenplatz im Wimpfen im Tal vorbei. Gerne hätte ich mir das Münster auffschließen lassen, aber die Zeit reichte nicht. Ein Stachel der Sehnsucht blieb zurück. Vielleicht erfüllte diese Kirche die Vorstellung eines idealen Raumes, die ich in mir trug, und die von den Kirchen auf dieser Reise nur teilweise verwirklicht wurde. Wohl mag jene reine Harmonie auch im Gemüte der Baumeister gelegen haben, als sie in füher Stunde ihr Werk zeugten, aber im langsamem Bau der Jahrhunderte wurde sie verdunkelt, durch Missverständnis oder andere Denkart entstellt, durch fremde Zwecke gestört. Menschliches Stückwerk!

Auf der Bahnhofinsel in Jagstfeld endete eigentlich unsere Reise. Der Zug führte uns das Jagsttal entlang. Ein Rückblick auf die Bergstadt. Schön geschwungene Brücken, ein paar Schlösser fielen noch auf in dem engen aber reinen, schon kulturfernen Tal. Dann fiel langsam Regen ein und entband das müde Auge von der anstrengenden Pflicht des Schauens.

Erst als Käppele und Festung von Würzburg im gelben Abendhimmel auftauchten, ermunterten sich die Sinne wieder. Wir näherten uns dem Herzen des fränkischen Volkstamms, der den befruchtenden Kulturstrom in kräftigen Schlägen hinausgetrieben hatte bis zur Komburg, bis Hall und Heilbronn. Der Gedanke schlich sich ein: Müßten sich die besonderen Kräfte und Fähigkeiten eines Volkstamms nicht am stärksten entwickeln, wenn er auch politisch eine Einheit bildete? Die Wirklichkeit entschied anders und daran ist zum Teil auch der Charakter des Franken schuld. Er ist reich begabt, beweglichen Geistes, in allen Städten des Reichs als Künstler, Beamter, Kaufmann einflußreich tätig. Vielleicht aber erfüllt er so heutigen Tags seine Sendung unter den Stämmen Deutschlands besser, als durch politische Einigung. Denn was ist, ist notwendig. Im Herzen aber trägt jeder Franke, er mag weilen wo immer, die Erinnerung an ein romantisches Wunderland, das wie eine reife süße Frucht in Gottes Wundergarten gewachsen ist: an Franken.

